Land für Heimstätten

Von Dr. Jos. Wagenbach, Geschäftsführer des Bundes deutscher Bodenreformer

Verfassung und Bodenreform

An der Forderung sozialen Ausbaus der Verfassung ist niemand lebhafter interessiert als gerade das Reichsbanner, der Schützer dieser Verfassung. So wird auch bei uns auf die Forderung: „Land für Heimstätten" allergrößten Wert gelegt. Die Erreichung der im Artikel 155 der Verfassung niedergelegten sozialen Programmpunkte wird zudem nächstens den Reichstag beschäftigen. In nachstehenden Ausführungen gibt ein berufener Sachkenner Gedankengänge wieder, die er in seiner in diesen Tagen erschienenen ausgezeichneten Schrift „Deutscher Bodenreform Wille und Weg" (Volksvereinsverlag Gladbach-Rheydt) schon niedergelegt hat. Einen Aufsatz über die Sonderfrage der „Fideikommisse" werden wir demnächst folgen lassen.

Die Redaktion.

Land für Heimstätten, ein wahrhaft soziales Volksziel eines demokratischen Staates! Zur Erreichung dieses hohen Volkszieles ist der Bodenreformartikel der Deutschen Reichsverfassung die unbedingt notwendige Voraussetzung. Wir stehen im Kampf um den sozialen Ausbau unsers Volksstaates, im Kampfe, daß der Reichsverfassung in all ihren Einzelforderungen Geltung verschafft wird. Zu den Grundforderungen unsrer Verfassung steht neben dem sozialen Volksstaat, neben der Forderung nach einem sozialen Arbeitsrecht die programmatische Forderung nach einem sozialgestalteten deutschen Bodenrecht. Dies neue deutsche Bodenrecht, das stark den Gedanken der Verantwortung der Gemeinschaft gegenüber betont, findet seine Verankerung im Artikel 155 unsrer Verfassung.

Mit vollem Rechte wird der Artikel 155 unsrer Reichsverfassung, des Grundgesetzes unsers Landes, der Bodenreformartikel genannt. Gibt er doch fast im Wortlaut das Programm des Bundes deutscher Bodenreformer wieder. Er steht inmitten der Grundrechte und Grundpflichten des deutschen Volkes, im zweiten Teil unsrer Verfassung, und stellt eine Ausführung des Artikels 10 Nr. 4 dar. Zu den sogenannten bürgerlichen Rechten gehört er, im Gegensatz zu den politischen Rechten. Er will Ausdruck neuen Rechtsgedankens sein gegenüber dem bisherigen rein individualistischen Denken. Er will in dem Sinne der oben gemachten Ausführungen verstanden sein, inwieweit der Staat das Recht hat, hier ordnend, vor allem in das Verhältnis der Staatsgewalt zum Grundeigentum einzugreifen. Artikel 155 begründet keinen Gemeinbesitz, sondern will in bodenreformerischem Geiste gesehen werden, Möglichkeiten erschließen, zu einer Heimstätte zu gelangen.

Oft hört man den Einwand, mit dem man versuchen will, vor allem die Bedeutung des Artikels abzuschwächen, daß dieser Bodenreformartikel in unsre Reichsverfassung hineingekommen sei, ohne daß man die ganze Tragweite überhaupt erfaßt habe. Er sei, sagen wir einmal gerade in letzter Minute noch „hineingeschmuggelt". Daß aber die Aufnahme des Artikels 155 vielmehr einen sehr scharfen Kampf kostete, mag folgende kurze Erinnerung dartun, dies Zurückrufen des tatsächlichen Geschehens.

Der Preußsche Entwurf einer Reichsverfassung enthielt von Bodenreformgedanken und Bodenreformforderungen noch gar nichts. Seine ursprünglichen siedlungspolitischen Ziele hatte der Staatsrat ersatzlos gestrichen. So beschränkte sich der Verfassungsentwurf lediglich in dem Artikel 36 auf diese „philantrope" Bestimmung: „Die Wohnung ist unverletzlich. — Das Eindringen in die Wohnung sowie Haussuchungen sind nur auf Grund von Gesetzen zulässig." Eine Eingabe des Bundes deutscher Bodenreformer, schon vom 27. Februar 1919, unterbreitete der Nationalversammlung diesen Vorschlag mit der Bitte um Aufnahme in die Grundrechte des deutschen Volkes:

„Der Boden samt seinen Kräften und Schätzen ist unter ein Recht zu stellen, das jeden Mißbrauch verhütet und jeder deutschen Familie die Möglichkeit erschließt, eine Wohnheimstätte (Eigenheim mit Nutzgarten) oder — bei beruflicher Vorbildung — eine Wirtschaftsheimstätte (gärtnerisches oder kleinbäuerliches Anwesen) zu gewinnen, die ihrem Zwecke dauernd gesichert ist. Die Grundrente, d. h. der Ertrag des Bodens, der ohne jede Arbeits- und Kapitalaufwendung des Besitzers entsteht, ist für die Kulturaufgaben der Gesamtheit nutzbar zu machen."

Schon am 10. März 1929 nahm Dr. Stresemann in einer Rede auf diese Eingabe Bezug. Auch er vermißte in dem ersten Entwurf Bodenreformgedanken. Er forderte: „Aber zweierlei müssen wir schaffen! Erstens ein Heimstättenrecht, das unbedingt die Möglichkeit gibt, unter solchen Bedingungen Heimstätten zu errichten, daß sie der Spekulation für alle Zeiten entzogen sind, daß sie nicht hingegeben werden, damit der einzelne seinerzeit den Mehrwert in die Tasche steckt und sie weiterverkauft, sondern daß sie wirklich eine dauernde Heimstätte gewähren, und zweitens die Möglichkeit, eine Siedlungspolitik zu schaffen, die dann allerdings auch reichsgesetzlich geschaffen und fundamentiert werden muß. Das ist nicht möglich, ohne daß ganz bestimmte Grundsätze davon von Anfang an fundamentiert sind. Diese Grundsätze vermisse ich in diesem Entwurf. Es wird notwendig sein, sie noch zu schaffen!"

Der Artikel 155.

Also nicht um eine momentane Gefühlsaufwallung handelt es sich im Artikel 155, sondern um im parlamentarischen Kampfe hart errungene Formulierungen. So kam der Artikel 155 in dieser Fassung in die Verfassung des deutschen Volkes vom 11. August 1919:

„Die Verteilung und Nutzung des Bodens wird von Staats wegen in einer Weise überwacht, die Mißbrauch verhütet und dem Ziele zustrebt, jeden Deutschen eine gesunde Wohnung und allen deutschen Familien, besonders den kinderreichen, eine ihren Bedürfnissen entsprechende Wohn- oder Wirtschaftsheimstätte zu sichern. Kriegsteilnehmer sind bei dem zu schaffenden Heimstättenrecht besonders zu berücksichtigen. Grundbesitz, dessen Erwerb zur Befriedigung des Wohnungsbedürfnisses, zur Förderung der Siedlung und Urbarmachung oder zur Hebung der Landwirtschaft nötig ist, kann enteignet werden. Die Fideikommisse sind aufzulösen. Die Bearbeitung und Ausnutzung des Bodens ist eine Pflicht des Grundbesitzers gegenüber der Gemeinschaft. Die Wertsteigerung des Bodens, die ohne eine Arbeits- oder Kapitalaufwendung auf das Grundstück entsteht, ist für die Gesamtheit wieder nutzbar zu machen. Alle Bodenschätze und alle wirtschaftlich nutzbaren Naturkräfte stehen unter Aufsicht des Staates. Private Regale sind im Wege der Gesetzgebung auf den Staat zu überführen."

Der Artikel 155 stellt in diesem Wortlaut allgemeine Richtlinien dar. Er schafft noch nicht unmittelbar Rechte und Pflichten der einzelnen.

Ein Ideal wird hier aufgerichtet: Jeder deutschen Familie ein wohnliches Heim! Es bleibt die Umsetzung dieser programmatischen Forderung in die Wirklichkeit. Und hieran anknüpfend schreitet die Bodenreform zur Erreichung dieses Zieles organisch weiter.

Artikel 155 gehört zu dem Teil der Grundrechte der deutschen Reichsverfassung, die das ganze Wirtschaftsleben bestimmten Verfassungsgrundsätzen unterstellt. Er will beurteilt und gewertet sein im engen Zusammenhang mit den Artikeln 151 und 153. Eigentum verpflichtet! Der soziale Grundgedanke steht im Vordergrund. Der Artikel gibt Richtlinien, ist Wegweiser zur Erreichung dieses Zieles. Der soziale Bodenreformartikel bildet den Ausgangspunkt für die folgende neudeutsche Boden-, Wohnungs- und Siedlungsgesetzgebung, die eine sozial gerechtere Verteilung des Grundeigentums zum Ziele hat.

Das „Fideikommiß" des kleinen Mannes.

Wenn der Artikel in Absatz 2 die Aufhebung der Fideikommisse fordert, so ist aber eine alte allgemeinpolitische Forderung erfüllt. Die Fideikommisse hatten ihren Ursprung im 13. Jahrhundert in dem Großgrundbesitz von Spanien. Sie fanden in Deutschland seit dem 17. Jahrhundert, besonders nach dem 30jährigen Krieg, stärkste Ausdehnung. Auch die französische Revolution richtete sich gegen die Fideikommisse, da ein solches Sonderrecht den Prinzipien von Freiheit und Gleichheit zuwiderlaufe. Der Verfassungsentwurf der Nationalversammlung der Paulskirche von 1848 enthielt im § 38 die Bestimmung: „Fideikommisse aufzuheben". Das BGB. berührt diese Frage nicht. Die Revolution von 1918 brachte am 10. März 1919 ein Gesetz in Preußen über die Abschaffung, dann kam die reichsrechtliche Reglung, die denselben Satz im Artikel 155 brachte, wie er schon im Jahre 1848 geprägt wurde. Durch landesgesetzliche Reglung ist diese angeordnete Auflösung praktisch durchzuführen und zum Teil durchgeführt. Preußen beschritt in seiner Zwangsauflösungsverordnung vom 19. November 1920 den Weg der allmählichen Auflösung.

Das Wesen der Fideikommisse besteht darin, daß Grundstücke zu einem Sondervermögen zusammengefaßt werden, das grundsätzlich unveräußerlich ist und in bestimmter Ordnung sich vererbt. Der Zweck ist der, einer Familie zur Erhaltung ihrer sozialen Stellung dauernd die wirtschaftliche Grundlage zu schaffen. Unveräußerlichkeit und Erbfolgeordnung sind die zwei wesentlichen Merkmale. Die volkswirtschaftlichen Nachteile dieser rechtlichen Bindung des Grundbesitzes liegen darin, daß sie verhindert, daß eine große Fläche Landes dem Kleinbesitz nie zugängig gemacht werden kann, und daß weiter die gesetzliche Nutzungspflicht fehlt.

In neuer zeitgemäßer Form leben aber die großen volksbildenden Grundgedanken des Fideikommisses wieder auf im Reichsheimstättenrecht. Das Reichsheimstättenrecht schuf das Fideikommiß des kleinen Mannes und machte die großen Gedanken des Fideikommisses für alle Volksschichten nutzbar.

Neben dem sozialen Volksstaat, den unsre Verfassung proklamiert, neben der Forderung nach einer sozial gerechten Ausgestaltung des Arbeitsrechts steht, in ihrer Bedeutung ebenso wichtig, die Forderung nach einem sozialen Bodenrecht. Aber es ist noch ein weiter Weg zur Erreichung dieses im Artikel 155 aufgerichteten Zieles. Weitere praktische Maßnahmen, die dem Ziele näherkommen wollen, knüpfen daher auch immer an die Forderungen des Artikels 155 unsrer Reichsverfassung an. Dieser Artikel wird Wegbereiter sein zur Ueberwindung der ständig weiter um sich greifenden Proletarisierung des deutschen Volkes. Er wird Wegbereiter sein, um allen deutschen Familien den Segen eines eignen Heims den Segen der Verantwortung spüren zu lassen, ihnen eine zeitgemäße Verwurzelung mit der Heimatscholle zu bringen!

Die Flucht / Eine Erzählung von Ernst von der Weiden

Am späten Nachmittag des 5. August 1809 erblickte die Avantgarde des schwarzen Freikorps vor sich über einem Waldkamm die Türme von Bremen. Friedrich Wilhelm von Braunschweig, der seit dem Morgen bis in die Fingerspitzen hinein wußte, daß Gratien sich zur Ueberflügelung anschickte, ließ plötzlich seinen ursprünglichen Plan, sich in Bremen einzuschiffen, fallen. Er entschloß sich dagegen, dem vierzehnten Marschtage seit Böhmen noch einen fünfzehnten anzufügen, in der kommenden Nacht an der vor ihm liegenden Stadt westlich vorbeizumarschieren und mit letzter Kraft einen der kleinen Unterweserorte zu gewinnen.

Stunden konnten entscheiden — diese Spannung war ganz sein Element! War Gratien bereits in Bremen eingerückt? — Hatte er hart hinter dem Freikorps die Weser überschritten? — Dirigierte er sich gar vor der linken Flanke auf Oldenburg? —

Aus mehreren Erwägungen entsandte der Herzog am Abend, da schon die Türme zur Rechten standen, ein Detachement aus 60 Husaren, 60 Jägern sowie einer Haubitze und einem Sechspfünder, das Ganze unter dem Befehl des Majors Korfes, nach Bremen hinein, und zwar mit dem Auftrage, sich dort als Vortrupp des Korps auszugeben und Requisitionen für eine Einschiffung vorzunehmen. Der Herzog stellte es der Entschließung des Majors anheim, wann er die Stadt wieder verlassen wolle, um dem Korps auf günstigstem Wege nachzukommen.

Erst mit der Nacht zog das Detachement Korfes, von Böllerschüssen Unberufener und dem Widerspruch des Senats empfangen, in Bremen ein, besetzte die Weserbrücke, bemächtigte sich einiger Schiffe und biwakierte auf der Straße, wo den Soldaten, seit Braunschweig ohne Rast, von Einwohnern die Lagerfeuer hergerichtet und unterhalten wurden; vom ältesten Korporal bis zum jüngsten Jäger schliefen sie wie Tote. Nachts gewitterte es ringsum.

Am folgenden Tage, nachmittags um 4 Uhr, erwachte endlich auch der kleine freiwillige Jäger Hans Thümler. Sein Rücken schmerzte vom zwanzigstündigen Schlaf auf dem Straßenpflaster, die Schläfe vom Schnitt der Tornisterriemen. Wasser rann über seine Augenlider, und so ließ er sie vorerst noch geschlossen.

Es regnet — denkt Thümler — und es wird die Lagerfeuer ausregnen und weit und breit kein Holz trocken lassen. So öffnet er nach einer kleinen Weile die Augen ein wenig und sieht, daß die Feuer ohne Flammen und Rauch — aus sind. Zugleich ruft ihm dieser schnelle Blick die Szenerie von gestern abend ins Gedächtnis zurück: ein Ufergeländer, dahinter in der Tiefe die Weser, hinter der Weser hohe, drohende Speicher — heute aber alles hell, dunstig und rot. Wir sind in Bremen, ohne Uebertreibung — denkt der Siebzehnjährige, und weiter — Bremen liegt auch an der lieben Weser. Harrien, wo meine Mutter wohnt, liegt auch an der lieben Weser. Zwischen Harrien und Bremen sind es zehn Wegstunden, langsam gegangen. — Ewig läuft ihm der Regen über die Augenlider, über die Backen und hinein in den Mund. Der ganze Mund ist naß, er hat ihn beim Schlafen wohl offen gehalten.

Thümler spuckte aus. Aber auch seine Kleider waren durchnäßt, dazu schlug der Regen siedend gegen das Pflaster rings, auf den Tornister, in das borstige Haar des Soldaten, das ihm bereits in ein Stück Eis verwandelt schien.

Ich sollte wohl aufstehen und mich irgendwo unterstellen, denkt Thümler. Wie aber soll er aufstehen, da doch seine Füße schwer sind wie Bleigewichte, oder leicht wie Holzstöcke und nicht zugehörig, lose wie ein Paar Bootsruder, wie abgetrennt! Wenn seine Sohlen wie Feuer flammen! Die Strümpfe zwar sind durchnäßt, doch die Nässe kühlt die Sohlen nicht. Und er muß auch zuvor wieder die Stiefel überquälen, die er gestern abend neben sich gestellt hat, und die jetzt wohl zwei wassergefüllte Krüge sein mögen. Doch richtig! Vielfach durchlöchert sind sie, so halten sie kein Wasser.

Der Regen schien noch immer zuzunehmen.

Wieder, und nachdem er sich mit beiden Händen die Nässe aus dem Gesicht gerieben hat, öffnet der kleine Soldat die Augen. Jetzt erst weiß er bestimmt, daß er derselbe ist, der in zwei Wochen von Böhmen heraus bis zu dieser Stelle gelaufen ist auf seinen noch kurzen Beinen, in einer zu weiten Uniform und mit einem Gewehr, das einen übermäßig dicken Kolben hat. Oh, er weiß es wirklich! Und so ist es ein guter Schlaf gewesen diese Nacht, da er ja nun wirklich und wahrhaftig wieder zum Hans geworden ist durch des Schlafes Zauberei. Gestern abend noch war sein Kopf wie ausgepumpt und hielt den ganzen Weltkomplex für eine stachelige Sonne und sich selbst für einen an einer eisernen Stange aufgehängten, verschiebbaren, aber von Gott verlassenen Lappen! Ein einziger Marsch von Böhmen bis zur Wesermündung, und er, Thümler, ist mitgelaufen, als ginge es ohne Prellbock irgendwohin, mindestens bis ans Meer. Jemand hat ihm dabei wohl ins Gehirn getreten, denn das Verfolgtsein von feindlichen Truppenkörpern, das Sichdurchdrängen, kurze Abwehr und Angriff sind ihm nicht zu gewichtigen Tatsachen geworden. Nur einmal, vor Halberstadt ist es gewesen, daß sein Gewehrlauf heiß, da hat das Gefecht ihm die Finger verbrannt.

Thümler öffnete die Augen nun ganz und sah, daß er allein mitten in der nassen Straße lag. Er drehte sich auf den Bauch, sah einige Soldaten drüben an den Hauswänden sitzen — sie schliefen wohl noch. Endlich gewann er die Kraft, sich zu setzen, goß seine Stiefel aus und begann, sie anzuziehen. Durch seine verregneten Augen sah er an der Brücke, wie gestern, schußbereit den Sechspfünder stehen, daneben einen Posten, dessen Schnurrbartspitzen tropften, und der gegen den Regen oder vor Müdigkeit an einen Laternenpfahl sich lehnte, und erkannte nun auch unter dem Brückendach Major Korfes und seine zwei Offiziere, Rittmeister Scapinelli und Leutnant Platz.

Den einen Stiefel hatte er nun übergezogen, so machte er sich mit zusammengebissenen Zähnen an den zweiten, ohne die Offiziere aus dem Auge zu lassen.

Denen — denkt er und zieht — bin ich gefolgt. Sie sind oft vorangeritten, tapfere Männer, besonders Korfes, der Pfefferfresser. Werfen ihr Leben in den Dreck, wo er am dicksten ist. —

Und der „Retter" sieht zu —

Herr v. Hindenburg hat nicht gegen die sechzigjährige Versklavung des deutschen Volkes gestimmt!

Herr im Hause!

Die nationalsozialistische Hetze steigerte sich im Laufe des Volksbegehrens und des Volksentscheids zu Formen, die man von vornherein gar nicht für möglich halten konnte. Besonders bedauerlich ist, daß diese Volkshetze mehr und mehr gerade auch auf den Hochschulen um sich greift, unter jener Jugend, die sich zum geistigen Führertum des deutschen Volkes bilden und emporarbeiten soll. Die Angriffe gelten unmittelbar der Autorität des Staates. Wie seinerzeit zügellose Angriffe gegen den ersten Reichspräsidenten Ebert geführt worden sind, so hebt man heute an, auch den derzeitigen Träger der Staatsautorität, den Reichspräsidenten v. Hindenburg mit Schmutz zu bewerfen. Wir halten uns für verpflichtet, das nebenstehende niederträchtige Machwerk, mit dem Dr. Goebbels in seinem „Angriff" unlängst, den vordem gerade von nationalistischer Seite so vergötterten Mann lediglich deswegen antastete, weil er unbeschadet seines persönlichen Entwicklungsganges und seiner persönlichen Meinungen treu zu seinem Eid auf die Verfassung hält, niedriger zu hängen und auch unsern Kameraden zur Kenntnis zu bringen. Wir freuen uns, daß gegen die nationalsozialistischen Hetzer mit Amts- und Privatklage vorgegangen werden soll. Den Herrschaften muß gezeigt werden, daß man immer noch „Herr im Hause" ist.

Rittmeister Scapinelli aber vollführte dort mit seinen verrenkten Beinen so komische Figuren, daß es Hans Thümler mißfiel, und er fortsah und aufstand. Wo sind die Gewehre, dachte er, und gleich darauf: die Gewehre sind wohl irgendwo. So trat er schwankend ans Flußgeländer, zog ein Stück nasses Brot aus der Tasche und kaute. Unten lagen die fünf oder sechs requirierten Fahrzeuge. Das allergrößte führte den Namen „Marie".

Ebenso, wie nun der kleine Soldat sich wieder als Hans Thümler fühlt, erinnert er sich in diesem Augenblick durch jenes Fahrzeug an seine Mutter. Diese Mutter heißt Marie, und Hans hat sie verlassen. Wenn ein junger Kaufmann in Leipzig Schulden macht und sich vor seiner Mutter schämt, so folgt er gern einem Werber und tritt in ein Freikorps. Dort gibt es Männer und Helden, Schulden sind dort nicht wichtig. So vergißt er unschwer die Mutter, schreibt ihr nicht mehr, marschiert hierhin und dorthin, marschiert um die Welt und vergißt am Ende sich selber.

In dieser Minute aber am Geländer und nach 20 Stunden Schlaf fällt Hans Thümler die Mutter wieder ein. Und es ist um ihn getan, weil er ein Schiff erblickt hat, welches „Marie" heißt. Er weint sogar auf das durchweichte Brot.

Zugleich hörte plötzlich der Regen auf, und die Speicher traten rot aus dem Dunst. —

Punkt 5 Uhr hob Major Korfes die Signalpfeife und blies „Antreten!", zehn Minuten nach marschierte die Spitze auf der westlichen Straße ab. Fünf Minuten später folgten die Jäger, rollten die Geschütze an, sattelten die Husaren. Der Reitertrupp bildete die Rückendeckung — noch immer erwartete man den Zugriff der westfälischen Reiterei quer durch Bremen. Leutnant Platz, der um jeden Preis die Weserbrücke sprengen wollte, wurde von Korfes enttäuscht.

Aus den Fenstern der Vorstadthäuser fielen Blumen in die Marschkolonne und zwischen die Reiter. Dem Major wurde von einer jungen Dame ein Rosenbukett gereicht, der Pfefferfresser aber übersah Bukett wie Dame, und so wurde ersteres die Beute des Rittmeisters Scapinelli, der bis zu den letzten Häusern mit Schnüffeln und Niesen nicht zu Ende kam.

Hans Thümler denkt: Blumen fallen, und schon ist das Marschieren leichter. Die ganzen Gärten werden sie leer gerupft haben. Zu Hause haben wir auch einen Garten, hauptsächlich Goldlack und Stiefmütterchen. Die Mutter läßt ihre Blumen in den Beeten ausblühen, ohne eine abzureißen. An die Mutter aber darf er gar nicht denken, er muß marschieren, marschieren.

Nach einem guten Schlaf jedoch sind die Gedanken flügge Vögel und fliegen, wohin sie wollen. Soll er sich seiner Schulden schämen? — Er muß sich wohl mehr schämen, weil er seine Stelle verlassen hat, ohne der Mutter Bescheid zu geben. Später war es ja unmöglich, da er ja gar nicht mehr er selber war. Ach, jetzt auf jenem weißen Chausseestein sitzen und der Mutter schreiben zu dürfen!

Einerlei, aber — er muß an das Vaterland denken, sagt der Major. Das Vaterland liegt im Dreck, sagt er, und darum treten sie alle hinein.

Eine lange Weile ritt der Pfefferfresser als ein guter Geist neben Hans Thümler, dessen kleine Hand den Kolben umfaßte, dessen Rücken gekrümmt ging unter dem durchnäßten Tornister, dessen Tschako wie ein Teereimer über dem magern Gesicht schwankte. Korfes saß krumm wie ein Pfeffervogel auf seinem Schimmel, ganz schwarz, mit einem winzigen Sterne zwischen den schwarzen Quasten seines Rockes, den Kopf samt der weit ausladenden Schnabelnase im feuerroten Kragen. Er öffnete den Mund tagelang nicht, ausgenommen, wenn er irgend etwas hineintat, vielleicht ein Pfefferkorn.

Er ist ein harter, aber guter Vater, denkt Thümler und starrt wieder gegen die nasse Straße. Man muß ihm folgen, wohin er will. Aber — wohin will er? — Er will das Vaterland retten von diesem Unhold Bonaparte. dies und nichts andres. Gemächlich, aber entschlossen verfolgt er sein Ziel — den Leutnant Platz aber bringt es beinahe zum Bersten. — Nun ist nur eins schlimm, nämlich, daß er, Hans, sich nichts unter „Vaterland" vorstellen kann. Das Vaterland ist ihm vielleicht etwas ganz, ganz Teures, das auf tausend Beinen daherschwebt, eine Wolke mit Füßen; diese Wolke kann man nicht mit Händen fassen, aber ihre tausend Fußspitzen versetzen einem überall Tritte. So viel zu dulden, verlangt nicht einmal eine Mutter. —

Eine halbe Stunde später, nachdem man bereits die Ochtum, einen kleinen Nebenfluß der Weser, passiert hatte und sich auf gutem Wege glaubte, erhielt die Spitze Infanteriefeuer. Das von heckenbewachsenen Wällen eng durchzogene Gelände erlaubte nur geringen Ueberblick. Major Korfes ließ einige Tirailleure links und rechts über die Aecker schwärmen und sofort Feuer eröffnen. Er selber ritt an ein alleinstehendes Gehöft und erstieg mit den beiden Offizieren den Bodenraum.

Thümler liegt unter nassen Farnwedeln am Wall und hat sein Gewehr durch ein Gebüsch gezwängt. Er schießt nicht, denn er sieht kein Ziel. Manchmal fährt ein Schuß wie ein Peitschenhieb durch die Wipfel.

Sie zeigen sich nicht, denkt Hans, und das ist besser. Sie werden sich vielleicht zurückziehen, wie sie es immer tun. Und danach wird man weitermarschieren. — Er steckt ein Sauerampferblatt in den Mund und wird plötzlich von einer großen Mutlosigkeit befallen. Nicht ein einziger Kopf ist drüben zu sehen, die Schüsse streichen spärlicher — er aber, Hans, er gähnt. Und plötzlich sieht er vor sich ein Ding, an das er seit langer Zeit nicht mehr gedacht hat, er sieht sein weißes Bett vor sich, das große, weiße Bett seiner Kammer in Harrien. In jenes Bett, welches jene rechte, hochwölbige Federdecke hat, möchte er sich jetzt legen, dieser Soldat. Und ohne Schmutz am Körper und im Haar, seinetwegen noch mit Wunden an den Füßen, doch ohne Uniform und Stiefel, einzig im kühlen und saubern Hemd. Und die Mutter tritt nur insofern in dieses Traumbild ein, als sie (wie winters oft!) die Seiten der Federdecke unter die Matratze stopft und (wie vor langer Zeit manchmal) Hansens Borsten, das einzig Sichtbare von ihm, streicht. So liegt er traurig im Farnkraut. Vorhin hat er geschwitzt, jetzt friert er. Er ist wieder er selbst und bemerkt es sehr wohl.

Nach einer Weile wurde die Schwarmlinie zurückgezogen und sammelte sich neben dem Bauernhaus. In der Bodenluke stand Korfes und sah durch sein Glas.

Dann protzte die Haubitze ab und schoß mit Kartätschen in die Gebüsche. Ein Korporal, der einen Eichbaum erstiegen hatte, rief herunter:

„Alles rot und schwarz! Nun machen sie Beine, Rotwanzen und Mistkäfer!"

Kein Zweifel, Gratien war da. Im Glauben, daß der Herzog mit seinem Korps nach Bremen gezogen sei, war er dem Detachement Korfes gefolgt und hatte die Stadt umstellt. Die Stärke der westfälischen Truppen wurde auf 5000 Mann geschätzt.

Der Pfefferfresser in der Bodenluke sagte nichts. Die List des Herzogs war gelungen, das Detachement aber saß fest. Seine Gedanken kamen und gingen wie Bienen. Er kaute auf einem Schrotkorn. Im Hintergrund redete Rittmeister Scapinelli auf den Leutnant ein, der dick und bleich auf einem Mehlsack saß.

„Wir hätten in Bremen bleiben sollen, die Einwohner hätten alles für uns getan. Sie mögen es mir glauben oder nicht: ich hatte in der letzten Nacht ein richtiges Bett!"

„Warum denken Sie jetzt an Betten?" versetzte Platz ärgerlich mit dem Blick auf Korfes. „Geschütz schweigt!" rief er dem Artilleristen zu, der sofort die Leiter hinuntersprang. Der Pfefferfresser winkte nun, spie das Schrotkorn gegen die Dachpfannen und fragte:

„Wie viele Möglichkeiten sehen Sie?" —

„Eine", lächelte der Rittmeister. —

„Auch eine", sagte der Leutnant voll Wut. „aber eine andre vermutlich!"

In diesem Augenblick kam Hans Thümler die Leiter heraufgeklettert. Er betrat den Boden, taumelte auf seinen unzuverlässigen Füßen. Die Offiziere verstummten.

„Hans?" fragte der Major.

„Zur Stelle!" meldete Thümler. „Ich weiß eine Furt."

„Furt, wo?"

„Ueber die Ochtum. Sie müssen wissen, Herr Major, daß ich aus diesem Lande bin. Ich kenne hier die Wege."

„Zeige die Furt", nickte Korfes. Er legte eine Karte auf den Boden, alle knieten nieder. Eine Kugel zischte durch die Bodenluke herein, Mörtel kollerte.

Hans Thümler wußte nicht auf einer Karte Bescheid. Er sagte — und seine Augen blitzten —:

„Hören Sie ruhig darauf, was ich sage. Diese Furt bin ich hundertmal gegangen; das Wasser steigt einem nur bis zum Knie."

„Weshalb aber wieder über die Ochtum?" forschte der Major.

„Warum nicht schnurstracks nach Bremen?" warf der Rittmeister hin, vom Leutnant beknurrt. Thümler erklärte:

„Ueber die Furt müssen wir aus dem Grunde, weil wir so in drei bis vier Stunden an der Weser sind."

„Die Weser ist auch in Bremen", wandte der Rittmeister ein.

„Bremen ist außer Betracht. — Weiter!" befahl der Major.

„An der Weser liegt das Dorf Seehausen, wo immer Schiffe ankern. So könnten wir entkommen."

„Du kennst die Furt, Hans."

„Ach die!" lächelte der Junge, „die kenne ich. Dort liegen noch meine Fußspuren herum."

„Du wirst beritten gemacht. Auf, meine Herren!"

Leutnant Platz hob begeistert die Hand. Der Rittmeister zuckte die Achseln. (Schluß folgt.)

Das Kapital stirbt ab / Von Ferdinand Fried

(Schluß.)

Und die junge Generation?

Das absterbende Kapital hat die Fenster geschlossen, weil die äußerlich und innerlich alte Generation den frischen Luftzug der gegenseitigen Konkurrenz nicht mehr vertragen kann. So entsteht mit den Trusten und Konzernen, mit den Uebergebilden jene stickige, muffige Luft, die wir Bürokratie nennen. Die junge, nach dem Kriege, aus dem Kriege nachrückende Generation fand diese erstarrten Gebilde vor, diese Gebilde im unaufhaltsamen Erstarrungsprozeß. Das waren nicht mehr jene elastischen, schmiegsamen, biegsamen Unternehmungen, die weitherzig jedes frisch vorwärtsdrängende Talent oder Temperament aufnahmen, formten und weitergaben, so daß das Talent spielend aufwärts hüpfte. („Wenn es Ihnen nicht paßt, gehe ich zur Konkurrenz!" — wo gibt es das heute noch?) Die junge Generation findet vielmehr ein typisch verkalktes Gebilde mit einer Beamtenhierarchie, und sie erkannte innerlich und vielleicht unbewußt, daß es hier nur zwei Möglichkeiten gab, um dagegen aufzukommen und schließlich emporzukommen: entweder sich dem Kalkgebilde anzupassen und dadurch langsam selbst in den Kalk hineinzuwachsen — oder gegen den Kalk anzurennen, der dann aber nicht mehr elastisch nachgeben, sondern morsch zusammenbrechen würde, sobald der Ansturm nur einmal stark genug war.

Die wenigen, die sich anpaßten, waren oder sind die ausgesprochenen Strebernaturen (der Volksmund sagt: sich anschmieren) und meist unsympathischen Charaktere, die notwendigerweise alsbald selbst dem Kalke verfallen sind. Teils sind sie schon innerlich so alt, daß sie ehrlich das (absterbende) Kapital bejahen, teils heucheln sie die Bejahung — wenigstens so lange, bis sie sich selbst davon überzeugt haben, bis sie es also „geschafft" haben. Das sind oft die bewußten Radfahrernaturen: nach oben krummer Buckel, nach unten treten. Das sind aber Einzelgänger dieser jungen Generation in der Wirtschaft, und durch sie wird dem absterbenden Kapital kein frisches Blut zugeführt.

Das große Heer der Angestellten, und darunter besonders auch die Akademiker, hält sich vollständig zurück, verhält sich abwartend, beobachtend. Es merkt den Kalk, sieht die Hierarchie und empfindet die stickig-bürokratische Luft — es sieht keine Möglichkeit, im alten „Jugendstil" vorwärtszukommen, alles ist verbaut durch die große „Kalkmauer". Es spürt instinktiv, daß man nur geschlossen dagegen anrennen, sie einrennen kann. Es entstehen die großen Angestelltengewerkschaften aller politischen Schattierungen, von den Deutschnationalen bis fast zu den Kommunisten. Die politischen Parteien haben also vorerst diesen geschlossenen Willen einer geistig irgendwie tätigen Masse aufgefangen und dadurch leider zunächst neutralisiert. Der geschlossene Ansturmwille konnte in keiner Weise zum Ausdruck kommen, solange die Gewerkschaften der verschiedenen Parteischattierungen sich gegenseitig in den Haaren lagen, solange ihnen der Kampf untereinander wichtiger war als der Kampf gegen das Kapital, gegen die Kalkmauer. Vor allen Dingen aber konnte er nicht zum Ausdruck kommen, solange in den Gewerkschaften selbst eine ähnliche Bürokratie und eine ähnliche Kalkmauer aufgewachsen war wie in der erstarrten kapitalistischen Wirtschaft. Immerhin beibt es bezeichnend, daß heute der überwiegende Teil der Angestelltenschaft gewerkschaftlich organisiert ist, daß alle Angestelltengewerkschaften auch laufenden Zuwachs aus Kreisen der Akademiker erhalten haben. Darin prägt es sich deutlich aus, daß überall die Ueberzeugung herrschte: wir kommen heute allein doch nicht mehr vorwärts — also schließen wir uns zusammen. Sie machten also zunächst aus der Not des Nurangestelltseins eine Tugend. Die Parteien, die diese Bewegung nun aufgefangen haben, leiteten sie zugleich in ein politisch ungefährliches, neutrales Fahrwasser der bloßen Lohn- und Gehaltspolitik. Damit war der tiefere Elan einer immanenten Bewegung zunächst gebrochen.

Die nachdenklichen Elemente machten zunächst vielleicht notgedrungen mit, innerlich widerstrebend, oder sie hielten sich etwas verbittert ganz fern. Aber nun beginnt es ganz allmählich schon zu dämmern. Die Zersetzung der Deutschnationalen, die Flucht oder Opposition der Jungen und der Gewerkschaften geht zum Teil auf diese tiefe Enttäuschung zurück, daß man sich in dieser Partei plötzlich doch wieder vom Kapital eingefangen sah. Bei andern Parteien mag eine ähnliche Enttäuschung kommen, sobald es aufdämmert, daß man auch hier wieder von Kalkmauern umgeben, also eingesperrt ist.

Sobald sich diese junge Generation aus diesem freiwilligen oder unfreiwilligen Arrest erst einmal befreit hat, sobald der langsame (oder schnelle) Zersetzungsprozeß der Parteien weitere Fortschritte gemacht haben wird, und sobald zur gleichen Zeit der Erstarrungs- und Verkalkungsprozeß der Wirtschaft noch deutlichere Formen angenommen hat, wird diese junge Generation vorgehen, wird merken, daß sie in einen luftleeren Raum stößt, noch heftiger stürmen, wird die Schützengräben des Gegners verlassen oder dezimiert finden — und kampflos die Stellungen des Kapitals besetzen. —

Reichswehr, Republik und Reichsbanner

Eine Stimme aus Kameradenkreisen

Mit dem Kameraden Wurster (Nr. 48 der Bundeszeitung) gehe ich völlig einig, wenn er schreibt: „Mit größtem Interesse werden die Aeußerungen über die Reichswehr von unsern Kameraden gelesen! Durch jeden dieser Aufsätze blickt ein gewisses Mißtrauen gegenüber der Reichswehr durch usw."

Wenn Kamerad Wurster vom „Durchblicken eines gewissen Mißtrauens" spricht, so kann ich nicht umhin und sage: „Es blickt nicht nur ein „gewisses" Mißtrauen durch, nein, in den meisten Aufsätzen spiegelt sich eben ein nur allzu berechtigtes Mißtrauen wider, das sich nicht nur auf Vermutungen und Ahnungen bezieht, sondern auf bestehenden Tatsachen aufbaut. Kamerad Wurster stellt in seinen weitern Ausführungen die Frage: „War die Reichswehr überhaupt schon demokratisch", und bejaht diese Frage gleich anschließend mit dem Hinweis auf die Zeit von 1918, wo fast das gesamte Volk sich von den alten Machthabern abwandte und zur Republik bekannte. Ob dieses „Bekenntnis" zur Republik aber ein „überzeugendes" war, möchte ich doch stark bezweifeln. Wohl sind viele Bejaher des republikanischen Gedankens von damals heute treue Kämpfer für den neuen Staat, aber auch das ist nicht abzuleugnen, daß ein sehr großer Teil derer, die sich 1918 laut zur Republik bekannten, heute ihre erbittertsten Gegner sind, weil ihre Spekulation auf die „Fleischtöpfe Aegyptens" eine verfehlte war.

Wenn Kamerad W. von einer „Demokratie" in der Reichswehr 1918 spricht, so meint er damit sicher die damaligen Regierungstruppen und andre Freiwilligenformationen; denn eine Reichswehr im heutigen Sinne gab es damals noch nicht. Ich selbst gehörte, übergehend aus dem alten kaiserlichen Heer, einem solchen Freikorps an, das erst 1920 den Namen „Reichswehr" erhielt. Bis zu diesem letzten Zeitpunkt herrschte auch bei uns wahre Demokratie, wie ich schon in einem frühern Artikel „Vom Freikorps zur Reichswehr" dargelegt habe. Erst mit dem Tage der Umbenennung erhob auch der Geist der Reaktion bei uns wieder das Haupt, womit nicht gesagt sein soll, er hätte vorher in unsern Reihen nicht existiert. Die Freikorps waren eigentlich sogenannte Luftgebilde, die jeder staatlichen Verankerung entbehrten, und machten die reaktionärsten Offiziere fast durchweg gute Miene zum bösen Spiel, weil ihnen gewissermaßen der feste Boden unter den Füßen fehlte. Als ihnen dieser durch die Ernennung zu Staatsbeamten in ihrer Eigenschaft als Offiziere der Reichswehr gegeben war und sie einen Rückhalt bei den in höhern Stellen befindlichen alten kaiserlichen Generalen usw. wähnten (sie haben sich nicht getäuscht), ließen sie auch ihre wahre Gesinnung wieder in Erscheinung treten. Wohl führten die Vertrauensleute als überzeugte Träger des demokratisch-republikanischen Gedankens noch eine Zeitlang den Kampf gegen die andrängende Reaktion, ihr Kampf war aber zur Aussichtslosigkeit verurteilt, da ihnen der nötige Rückhalt im Vorhandensein republikanisch-demokratischer Soldaten fehlte. Es kann in diesem Zusammenhange einem großen Teil der ehemaligen Freikorpsler, die überzeugte Republikaner waren, der Vorwurf nicht erspart werden, daß sie zu einem großen Teil mit schuldig sind, daß heute ein reaktionärer Geist in der Wehrmacht der Republik weht. Die achtunggebietende Stellung, die die Vertrauensleute in den Freikorps innehatten, konnten diese nur dadurch im Sinne der Demokratie und Republik ausnutzen, daß hinter ihnen die Mehrzahl des zu vertretenden Truppenkontingents stand. Mit der Umbenennung der Freikorps in Reichswehr, setzte, wie schon weiter oben gesagt, ein verstärkter Andrang der Reaktion ein, der sich auch dahingehend auswirkte, mißliebige Republikaner zu entlassen und an deren Stelle politisch indifferenten Nachwuchs anzuwerben. Leider kamen hier viele republikanische Soldaten den Wünschen der Reaktion entgegen, indem sie, man kann fast sagen fluchtartig, der Reichswehr den Rücken kehrten, und die Vertrauensleute auf ihrem schweren Posten im Stiche ließen, wovon ich als ehemaliger Vertrauensmann selber ein Lied singen kann. Alle Beteurungen und Beschwörungen unserseits waren in den Wind geredet, und die reaktionären Herrschaften rieben sich stillvergnügt ob dieses politischen Selbstmordes aus Unverstand die Hände, wußten sie doch, daß sie mit den isolierten Vertrauensleuten bald leichtes Spiel haben würden. Außerhalb der Reichswehr stehend, begannen diese „Republikaner" auf die Reaktion in der Reichswehr zu schimpfen, nach der Formel „Haltet den Dieb". Ich behaupte nicht zuviel, wenn ich sage: Hätten sich alle Republikaner in der Reichswehr damals, als die Reaktion ihr Haupt erhob, zu einem Ganzen fest zusammengeschlossen, so wäre es heute anders um die Reichswehr bestellt, an diesem republikanisch-demokratischen Bollwerk innerhalb der Reichswehr wäre der Ansturm zerschellt, trotz der heftigsten Fehden, die eingetreten wären. Geschehene Dinge sind aber nicht zu ändern, wir müssen uns vielmehr heute mit den gegebenen Tatsachen abfinden, und nach Mitteln und Wegen suchen, die Auswirkungen dieses Fehlers zu beseitigen. Es heißt nunmehr, das Uebel an der Wurzel anzupacken, wie in Heft 8 der Zeitschrift „Das Freie Wort" Hans Markwald treffend schreibt: „Solange nicht alle bisherigen Reichswehroffiziere teils durch zuverlässige Anhänger der Republik, teils durch bisherige Unteroffiziere und Feldwebel ersetzt sind, arbeitet die Reichsregierung unter dem Damoklesschwert der Reichswehr."

Ja, wenn wir Jungkameraden in einem hohen Prozentsatz der Reichswehr einverleiben könnten, so ließe sich schon eher reden; aber das heutige Rekrutierungssystem macht diesen Wunsch illusorisch. Dann dürften nur Jungkameraden in Frage kommen, die mindestens das 20. Lebensjahr erreicht haben und deren politisch-republikanische Anschauung auf Grund längerer Erziehung im Jungbanner so gefestigt ist, daß ihnen der Ansturm der Reaktion selbst in der versteckteften Form nicht gefährlich werden kann; denn darüber müssen wir uns klar sein, daß die ehemaligen Jungbannerkameraden in ihrer Eigenschaft als Reichswehrsoldaten sich nicht politisch betätigen dürfen, gewissermaßen den Kontakt mit ihrer Mutterorganisation verlieren. Jungkameraden im Alter von 17, 18 und 19 Jahren sind keine fertigen Menschen, um sie an einen solch exponierten Platz als Hüter und Verfechter der Demokratie zu stellen. Nur politisch geschulte Menschen können hier ihren Mann stellen. Alle Erziehung im Jungbanner in Ehren, aber wenn die Fortsetzung in der Reichswehr fehlt, ist alle Arbeit umsonst, und die wenigen Jungkameraden, die wir unter den heutigen Verhältnissen (mit denen wir immer noch rechnen müssen, so lange sie nicht bessern Platz gemacht haben) in die Reichswehr lancieren können, würden nur einen Tropfen auf einen heißen Stein bedeuten. Unsre erste Forderung muß sein, den Führerapparat der Reichswehr republikanisch-demokratisch zu gestalten; erst dann haben wir auch die Gewißheit, daß die Erziehung im Jungbanner auch in der Reichswehr ihre Früchte trägt und nicht verkapselt.

H. Müller (Ober-Ohmen)

Anmerkung der Redaktion: Den kritischen Bemerkungen des Kameraden H. Müller, die ja auf persönlicher Erfahrung beruhen, kann gewiß weitgehend zugestimmt werden. Die verschiedensten Wege zur Reform der Reichswehr müssen jedoch gleichzeitig begangen werden. Je mehr wir unsre Jugend der Reichswehr zuführen wollen und — können, um so mehr muß auch jenseits alles unaufrichtigen Geredes gewisser Politiker der Rechten und der Splitterparteien der „Mitte" das Problem der Reichswehrführung angepackt werden. —